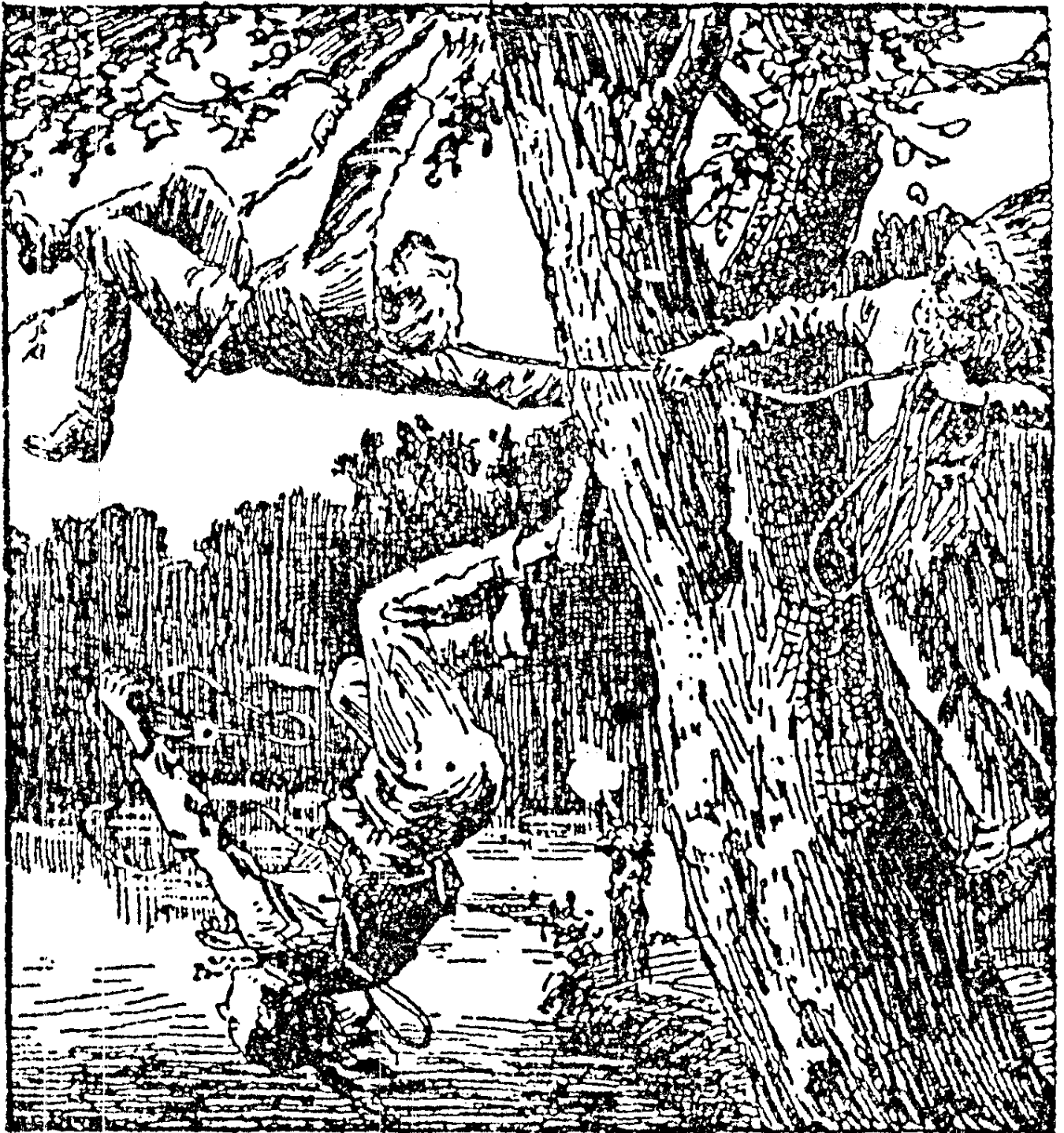


Felsenherz, der Trapper

Heft 19

Das Geheimnis des Juni.



Der Rotbart wurde von den Apachen nach unten gezerrt.

Fellenherz der Trapper

Selbsterlebtes aus den Indianergebieten

erzählt von

Kapitän William Käbler.

Das Geheimnis des Zuni.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte, einschl. das Ver-
filmungsrecht, vorbehalten. — Copyright 1922 by
Verlag moderner Lektüre G. m. b. H., Berlin.

Felsenherz der Trapper

Zu beziehen durch alle Buch- und Schreibwaren-
handlungen, sowie vom

Verlag moderner Lektüre G. m. b. H., Berlin SO 20
Elisabeth-Ufer 44.

1. Kapitel.

Als die Präriewölfe heulten.

Die Sonne versank in rötliche Dunstschleier gehüllt im Westen hinter den zackigen Uferbergen des Rio Grande del Norte, des Grenzflusses zwischen Mexiko und Texas.

Ein seltsam fahles, gelbrotes Licht lag über den weiten, welligen Prärien die sich zwischen diesem Strome und dem Rio Pecos, oft unterbrochen von fahlen, romantischen Höhenzügen, hinziehen. Diese Abendbeleuchtung hatte geradezu etwas Unheimliches an sich, zumal in der Luft sich die drückende Stille und Schwüle eines nahenden Gewitters bemerkbar machte.

Um diese Abendstunde näherte sich ein vom Rio Grande kommender Wagenzug einem der Höhenzüge, deren tiefe Schluchten und Täler selbst für eine größere Anzahl von Menschen und Thieren gute Versteckboten.

Der Zug bestand aus fünf großen, mit Leinwanddächern versehenen Auswandererwagen. Vor jedem
Felsenherz 19

Wagen waren acht indianische Mustangs gespannt. Als Begleiter ritten neben dem Zuge neun gutbewaffnete Männer her, von denen jedoch nur sieben Ansiedler zu sein schienen. Die beiden anderen machten den Eindruck echter Wolfsläufer. Ihr Verni ging schon aus den eisernen Wiberfällen hervor, die ihre starkknochigen Säule außer den Reitern tragen mußten.

Es waren dies wirklich zwei der bekanntesten Pelzjäger des wilden Westens, stets John Fox und Old Galesed genannt.

Der kleine, dicke Fox, dessen rundes Kürbisgesicht mit dem vorgebauten Unterkiefer in der Tat etwas an einen Dorer, einen Hund, erinnerte, hatte soeben zu dem Anführer der Auswanderer, einem älteren Engländer namens Smittson, gesagt:

„In zwei Stunden wird sich ein Gewitter zusammenziehen. Inzwischen werden wir aber wohl dort in den Hügeln einen sicheren Lagerplatz gefunden haben. — Ah — dort lehrt ja schon Euer Junge zurück, Smittson, den Felsenherz und der Romanchenhauptling, der schwarze Panther, mit voraus genommen hatten. Er bringt uns ohne Zweifel irgend einen Befehl des berühmten Trappers.“

Der vierzehnjährige kräftige Edward Smittson jagte in gestrecktem Galopp herbei, zügelte dicht vor den Männern seinen flinken Mustang und rief dann:

„Wir sollen uns mit den Wagen weiter nördlich halten. Dort, wo die eine dünne Bergkluppe zu sehen ist, gibt es einen passenden Lagerplatz, läßt Felsenherz bestellen. Ihr sollt Euch aber beeilen. Ihm erscheint die Gegend nicht mehr ganz sicher.“

Der alte Smittson stieß eine Verwünschung aus.

„Wie — sind etwa schon wieder Apachen in der Nähe?“ meinte er. „Von dem Gesindel habe ich genug! Abreithwegen haben wir unsere erste Ansiedlung

auf Charitahur See im Westen verlassen müssen! Sollen wir uns abermals mit der blutgierigen Bande herumschlagen!"

Auch Old Stated, ein dürrer, überlanger Mensch, war neugierig geworden.

"Woraus schließt Felsenherz denn, daß es hier nicht mehr geheuer ist?" fragte er den Knaben.

"Oh — wir haben drüben nach Norden zu aus der Prärie verschiedene Maßgatter aufsteigen sehen, ebenso Krähenschränke. Felsenherz meinte, es müßten sich in jener Richtung also Leute befinden, und wir täten gut, recht schnell aus der offenen Savanne zu verschwinden, wo wir doch viel leichter anzugreifen sind als in einer Schlucht mit nur einem schmalen Zuweg. — Ich soll sofort wieder zu den beiden Westmännern zurückkehren," fügte er hinzu, gab seinem Mustang die Hacken und galoppierte in der rasch zunehmenden Abenddämmerung wieder den etwa eine Viertelmeile entfernten Felsanhöhen zu.

Auch die Wagen setzten sich in Trab. Auf dem weichen Grasboden der Prärie durfte man ohne Gefahr auch mit den schwerfälligen Fahrzeugen ein rascheres Tempo einschlagen.

Die beiden Biberjäger ritten ja auch stets einige zwanzig Meter voraus und suchten den besten Weg aus. Jedenfalls kam man den Hügeln schnell näher.

Inzwischen war Edward Smilson, der dem Leser noch aus dem 17. Band, Note Piraten, bekannt sein dürfte, wieder auf jener Anhöhe angelangt, von der aus Felsenherz ihn vorhin nach dem Wagenzuge geschickt hatte.

Umsonst schaute der Knabe sich hier jedoch nach den beiden Jägern um. Weit und breit war von ihnen nichts mehr zu bemerken.

Dieser Hilgel erhob sich nun dicht vor jener

Gericht, die Felsenherz als Lagerplatz ausgesucht hatte.

Edward, ein heller Kopf und durch das Ansiedlerleben und durch die Gesellschaft der beiden berühmten Keschmänner selbst schon so etwas wie ein kleiner Fährtenfucher geworden, tat jetzt denn auch das einzig Richtige, um sich mit ihnen wieder zu vereinen.

Er sprang aus dem Sattel und fand auch bald die Fährten der beiden Reiter, die nach der Weite der Spuren zu schließen im Galopp nach Norden gesprengt waren.

Der Knabe folgte ihnen. Die Spuren führten um einen steinigten, flachen Berg herum und auf ein kleines Wäldchen zu.

Als Edward Emisson die ersten Bäume dicht vor sich hatte, glitt er aus dem Sattel, nahm den Zügel seines Pferdes um den linken Arm und den kurzen Stutzen (eine Bièche mit kurzem Lauf) in die rechte Hand.

So drang er in das Wäldchen ein. Auf der anderen Seite stieß er dann auf Felsenherz und den Romanchenhäuptling, die im Schutz eines Busches standen und in die halbdunkle Prärie hinauszulaufen schienen.

Edward meldete, daß er Felsenherz' Austrag dem Vater ausgerichtet habe.

Der blondbärtige, stattliche Jäger nickte und sagte dann leise:

„Hörst Du etwas, mein Junge?“

„Ja. Ich höre die Coyoten lauter als sonst heulen.“

Da erklärte der stolze, edle Romanche freundlich:

„Das kleine Blakgesicht hat noch viel zu lernen. Die Wildnis redet ihre eigene Sprache. Horche genauer auf das Heulen und Klaffen der Brätlewölfe

hin, dann werden die Löwe Dir mehr erzählen.“

Eine ganze Weile lauschte der Knabe angestrengt.

Ohne Zweifel kam das Geheul und das heisere Klaffen näher.

„Es müssen sehr viele Coyoten sein, mehrere Rudel,“ sagte er dann.

Der Romanche fügte hinzu:

„Und sie hegen ein größeres, verwundetes Wild, das sich nur noch mühsam fortbewegt. Die Coyoten sind feige wie die stinkenden Kröten der Apachen. Sie wagen sich nur an kranke Hirsche oder Büffel heran oder an ein Büffelkalb, das von der Herde abgenommen ist.“

Mittlerweile war es noch dunkler geworden.

„Wir wissen jetzt, weshalb die Geier und Krähen aufgestiegen sind,“ sagte Felsenherz nach einigen Minuten. „Die Coyoten haben sie aufgeschreckt. Schreien wir um.“

Im selben Moment drang von Norden her, das Geulen der kleinen Wölfe übertönend, ein gellender Schrei aus der dunklen Savanne hervor — der Schrei eines Menschen, der sich in höchster Todesnot befindet.

Die Stimmen der Raubtiere verstumten für ein paar Sekunden.

Dann ein noch schrillerer Schrei.

Schon hatte Felsenherz sich auf seinen hochbeinigen Fuchs geworfen und jagte der Stelle zu, wo die Coyoten jetzt untereinander in einen hitzigen Streit um die Beute geraten zu sein schienen.

Auch der Häuptling und der Knabe hatten ihre Pferde bestiegen und folgten dem blonden Trapper, der bereits in der Dunkelheit untergetaucht war.

Schon nach fünf Minuten konnte Edward Smith

son ein geradezu grauenhaftes Bild beim letzten Schimmer des Tageslichtes unterscheiden.

Dort lag ein Mustang auf der Seite, dem die Cohoten bereits die Kehle durchgebissen und ebenso den Leib und die Beine mit scharfen Zähnen zersägt hatten.

Auf dem Rücken des Pferdes, das in den letzten Zuckungen wild mit den Beinen in der Luft herumsecht, war ein Indianer festgebunden, ein schon älterer, grauhaariger Krieger, das Gesicht nach oben, die Arme um den Hals des Mustangs geschlungen.

Auch ihm hatten die hungrigen kleinen Bestien bereits Stücke Fleisch aus den Schenkeln herausgerissen. Beim Erscheinen des blonden Jägers war die ganze feige Brut, wohl an fünfzig Stück, eilends davongerannt.

Felsenherz, der rasch auf die Erde gesprungen war, schnitt den alten Indianer los und legte ihn in das Gras, verband die Wunden mit ein paar Streifen Leinwand und flößte dem völlig Erschöpften einige Schlude Wasser ein.

Cholariga hatte sich ebenfalls neben dem im letzten Augenblick einem furchtbaren Tode Entronnenen niedergelagert und sagte nun zu Felsenherz:

„Es ist ein Zuni, ein Krieger dieses Unterstammes der Navajo-Nation.“

Der Zuni hatte sich ein wenig erholt und flüsterte:

„Guazava, der Medicinmann der Zunis, hat den Oberhäuptling der Nomaden noch nie gesehen. Aber er weiß, daß der berühmte schwarze Panther stets in Gesellschaft des Trappers Felsenherz zu finden ist. Und Felsenherz' lange Doppelbüchse mit dem mit Goldplättchen verzierten Kolben kennt jeder. Der blonde Jäger, der mich soeben gerettet hat, legte diese Büchse neben sich. Also muß es Felsenherz sein.“

Guazava, der fliegende Pfeil, dankt den beiden berühmten Kriegern sein Leben.“

Er schwieg vor Erschöpfung, schloß die Augen und fiel in eine tiefe Ohnmacht.

2. Kapitel.

Apachen auf der Blüffellagd.

Felsenherz legte ihn auf seinen Fuchs, stieg in den Sattel und ritt, neben sich den Romanchen und den Knaben, im Schritt jener Schlucht zu, die die Auswanderer inzwischen schon erreicht hatten.

Als die beiden Westmänner und Edward mit dem bewußtlosen Zuni bei den Wagen angelangt waren, wurden ein paar Feuer angezündet, da man jetzt wußte, daß kaum irgendwelche feindlichen Rothäute in der Nähe waren.

Frau Smisson reichte aus einem der Wagen Verbandzeug heraus, und Cholariga erneuerte nun die Verbände, legte auf die Wunden zerquetschte heilkräftige Kräuter und mischte auch einen Trank, um das Wundfieber niederzuhalten.

Die Rettung des Zuni bildete dann an den Lagerfeuern der Reisenden das allgemeine Gesprächsthema. Selbst Felsenherz und der Romanche konnten sich nicht erklären, wer den Mediziner in so grausamer Weise hatte töten wollen und wie dieser, da doch die Zunis weit nördlich an den Quellflüssen des Colorado ihre Dörfer hatten, so weit nach Süden mitten in das Gebiet der Apachen gelangt sein könnte.

Als der Juni gegen elf Uhr abends erwachte, waren die Amerikaner bereits zur Ruhe gegangen. Die beiden Biberjäger und der alte Smirson hatten die erste Wache bis Mitternacht übernommen und patrouillierten vor dem Lager und vor der Schlucht auf und ab.

Felsenherz und der schwarze Panther waren als einzige noch an ihrem kleinen Feuer sitzen geblieben, neben dem sie dem Mediziner ein weiches Moosbett hergerichtet hatten.

Der Juni regte sich und schlug die Augen auf, als im Feuer eines heftigen Wundfiebers übergroß erglänzten.

„Wasser!“ stöhnte er. „Wasser!“

Felsenherz gab ihm zu trinken.

Eine Weile lag der Mediziner still da und starrte zum düsteren, gewitterschweren Nachthimmel empor.

Dann verwirrte das Fieber seine Sinne, und in halben Sätzen begann er allerlei Erinnerungen an seine letzten grauenvollen Erlebnisse vor sich hin zu murkeln.

Schweigend und regungslos hörten die beiden Jäger zu.

„Bill Nessries ist ein Verräter,“ lispelte der Fiebernde jetzt mit verzerrtem Gesicht. „Ich schenkte ihm Vertrauen. Er wollte mit mir den Berg der Schlangen besuchen. Dann hat er zusammen mit seinem Freunde Jonny mich niedergeschlagen, als ich mich weigerte, ihnen alles zu verraten. Sie haben mich gemartert, haben mich dann auf meinen Mustang gefesselt. Alle Blaboesichter sind Verräter. — Wie die Coroten hinter mir hertraben — wie sie heulen und an dem Mustang hochspringen. Nessries soll sterben. Mein Messer wird ihn fressen —“

Dann schnellte er hoch, blickte wild um sich, starrte Felsenherz mit wulverzerriem Gesicht an und röchelte:

„Will Jessrieß, Du bist ein Schurke! Stirb —
Stirb —!“

Er wollte den Trapper, den er mit seinem Feinde verwechselte, packen.

Nur mit Mühe konnte Cholariga ihn auf das Mooslager zurückdrücken.

Das Fieber steigerte sich. Vergebens erneuerte der Romanche nochmals die Verbände. Gerade als die ersten krachenden Donnerschläge des nahenden Gewitters in vielfachem Echo in den Schluchten widerhallten, starb der Juni. Wenige Sekunden, bevor er seinen Geist aufgab, lehrte ihm die klare Besinnung zurück.

Dankbar drückte er mit letzter Kraft dem blonden Trapper die Hand und flüsterte, nur für Felsenherz verständlich:

„Der berühmte Jäger mug nach dem Berge der Schlangen am Rio Pecos reiten. Dort steht am Ostabhang eine uralte Eiche. Wenn Felsenherz sie erklettert, kann er —“

Dann verließen ihn seine Kräfte. Er konnte den begonnenen Satz nicht vollenden. So starb er, nachdem er seinem Retter sein Geheimnis nur halb anvertraut hatte. —

Am Morgen begrub man ihn in der Schlucht in stehender Stellung, das Gesicht nach Osten gewendet, schichtete einen Hügel von schweren Steinen um die Leiche auf und bedeckte den Hügel mit mehreren Felsplatten.

Nun setzte sich der Wagenzug wieder in Bewegung. Ueberwals ritten Felsenherz, der Romanche und Edward Smisson als Späher weit voraus.

Bisher hatten die beiden Westmänner über Guazavas Geheimniß noch nicht ihre Ansichten ausgetauscht. Jetzt sagte Cholariga unvermittelt:

„Wenn wir eine etwas nördlichere Richtung einschlagen, werden wir auf den Berg der Schlangen stoßen.“

Felsenherz, der soeben in weiter Ferne eine Büffelherde beobachtet hatte, die plötzlich im Galopp nach Osten davonjagte, fragte zerstreut:

„Mein roter Bruder kennt den Berg der Schlangen?“

„Cholariga war zweimal dort. Es ist ein kahler Felskegel, steil und unzugänglich, mit zahlreichen Spalten und Rissen, kleinen Höhlen und Löchern. Es haufen dort ungezählte Klapperschlangen, die nur nachts in die Prärie hinabkriechen und den Wühlmäusen nachstellen. Die Apachen nennen den Berg anders: Powa Natschi, heißen Berg, weil es dort auch drei heiße Quellen gibt, deren Wasser in den Pecos abfließt.“

Felsenherz hatte auf die letzten Worte kaum hingehört.

Er riß jetzt seinen Fuchß zurück, rief alle chzeltig: „Schnell — hinab in das Tal Apachen auf der Büffeljagd!“

Auch der Romanche bemerkte jetzt eine lange Kette dunkler, beweglicher Punkte drüben im Nordosten.

Es konnten nur Apachen sein, und da sie in einer so weit auseinandergezogenen Linie ritten, waren sie fraglos auf der Büffeljagd und suchten eine Herde nach einem bestimmten Punkte hinzubringen.

Im Moment waren nun die beiden Westmänner und der Anabe in das nächste Tal hinabgesprengt, wo sie nicht gesehen werden konnten. Im Galopp

lagten sie nach dem Wagenzuge zurück, den John Borbereltz ebenfalls in eine flache Mulde hineingelenkt hatte, da das Verhalten der beiden Jäger ihn irgend eine Gefahr hatte voraussahnen lassen.

Die Wagen wurden rasch zum Biered zusammengeschoben, nachdem man die Deichseln herausgenommen hatte. In der Mitte der Wagenburg brachte man die Pferde unter.

Alles kam jetzt darauf an, daß die Apachen die Auswanderer nicht gewahr wurden. Um sie nach Möglichkeit von der Talmulde fernzuhalten, erboten Felsenherz und Cholariga sich, den Apachen im Bogen von Osten her entgegenzureiten. Sie durften dies im Vertrauen auf die Schnelligkeit ihrer Pferde getrost wagen, denn mit des blonden Trappers Fuchs und des Häuptlings Nappen nahm es kein Indianer-umstang auf.

Für alle Fälle vereinbarten die beiden Westmänner mit den Biberjägern noch ganz genau, wie die Auswanderer nachher ihren Weg fortsetzen sollten und wo man sich treffen wollte.

Dann bestiegen sie ihre Pferde und trabten nach kurzem Abschied nach Osten zu die Talmulde entlang, bogen in das nächste Tal ein, gelangten an ein paar kahle Hügel, die ihnen Deckung gegen Sicht boten, und verfolgten nun ein steinigtes, ausgetrocknetes Flußbett, in dem sie ihren Tieren die ledernen Hufeisen unterschnallten, um keine Fährten zurückzulassen.

Als sie nach einer Viertelstunde den Pferden diese ledernen Hüllen wieder abnahmen und nun in die offene Prarie hinausritten, war selbst von der Spitze des nächsten Hügelz aus von den Apachen nichts mehr zu sehen.

Die Freunde mochten hier von der Wagenburg

der Auswanderer etwa eine Meile entfernt sein. Da die Jagd sich vorhin offenbar in südöstlicher Richtung hingezogen hatte, konnte man kaum annehmen, daß die Rothhäute auf die Nähe der Reisenden bereits aufmerksam geworden sein sollten.

Daß Verschwinden der Apachen fand dann eine ebenso plötzliche wie überraschende Aufklärung.

Der von Norden kommende Wind trug den beiden Jägern mit einem Male den Knall mehrerer Schüsse zu.

Wenig darauf tauchten kaum zweitausend Meter vor ihnen zwei Reiter auf, die in voller Karriere den fernen Uferbergen des Rio Peos zusprenkten.

Felsenherz und der schwarze Panther waren sofort aus dem Sattel gesprungen, hatten ihre Pferde, die indianische Dressur besaßen, sich niederlegen lassen und warfen sich neben den Tieren in das hohe Gras, das sie völlig verbarq.

Dann erschienen auch die Apachen, gegen siebzehn Krieger, die am besten Verrittenen ein Stück voraus.

Die beiden Flüchtlinge waren Europäer und trugen die üblichen Lederanzüge der Jallenssteller, hatten ihre Büchsen quer über den Sattel gelegt und saßen weit vorgebeugt im Sattel, um ihren fraglos schon recht ermüdeten Tieren die Last erleichtern.

Die Jagd zog sich unweit des Verstecks her Freunde nach Osten zu hin. Weder die Versolaten noch die Bersolger ahnten, daß sie beobachtet wurden.

Nest verschwanden die Flüchtlinge hinter einer Anhöhe.

Die in blindem Eifer nachsehenden Apachen sollten nur zu bald belehrt werden, daß sie es hier mit erfahrenen Savannenkäusern zu tun hatten.

Plötzlich zwei Schüsse — abermals zwei Schüsse.

Die ersten vier Apachen sanken aus dem Sattel. Die Versfolgten hatten lehr gemacht, sich auf die Anhöhe geschlichen und die Rothhäute mit Augen empfangen.

Die Apachen stuteten zurück, berieten sich kurz, teilten sich und umritten die Anhöhe.

Inzwischen hatten die beiden Fallersteller sich schon wieder auf ihre Pferde geworfen, waren weitergeritten und gerannen so einen Vorsprung, der ihnen vielleicht das Entrinnen ermöglicht hätte, wenn ihre Pferde frischer gewesen wären.

Mit ihren bereits stark abgeheßten Tieren konnten sie den Vorsprung jedoch nicht einhalten.

Felsenherz, der sich halb ausgerichtet, erkannte sehr bald, daß die Apachen den Flüchtlingen wieder näher rückten.

„Wir müssen hinter ihnen drein,“ sagte er hastig zu dem Romanchen. „Die beiden Männer sind verloren, wenn wir ihnen nicht Hilfe bringen.“

Der Häuptling erhob sich gleichfalls.

„Mein weißer Bruder mag an den Medzlinmann der Zuni denken,“ meinte er. „Zwei Blakgesichter handelten wie Verräter an ihm, und der Berg der Schlangen ist in der Nähe.“

„Ah — Chotariga glaubt, die beiden Versfolgten könnten jener Jessries und jener Jouny sein, von denen der Zuni in seinen Fieberphantasien sprach?“

„Der schwarze Panther hat ihre Gesichter nur flüchtig gesehen. Es waren keine guten Gesichter. Wir werden die Männer trotzdem schützen und sie dann heimlich ausforschen.“

Er schwang sich in den Sattel. Auch Felsenherz sprang auf, und im Galopp ging es den Apachen nach.

3. Kapitel.

Barter und Smith.

Die Flüchtlinge hatten inzwischen eingesehen, daß sie auf diese Weise den Apachen nicht entgehen würden. Als sie daher jetzt ein paar einzelne, aus der Prärte läß aussteigende Felsen erreicht hatten, machten sie halt, führten ihre Tiere zwischen die Steinblöcke und erkletterten einen der Felsen, von dessen Spitze sie die Rothäute bequem beschießen konnten.

Die vorsichtig gewordenen Apachen näherten sich den Felsblöcken jedoch nicht einmal auf Schußweite, schlossen die Versetzten in weitem Kreise ein, stellten Wachen aus und gedachten die Fallensteller durch eine Belagerung auszuhungern. Ihr Anführer, der Unterherrsling Tralua, der schleichende Fuchs, hatte bereits sein Jagdzelt aufrichten lassen, als eine der Wachen durch laute Miße die Aufmerksamkeit auf zwei andere Reiter lenkte, die von Westen her herantraben.

Traluas scharfe Augen hatten sofort die beiden Todseinde der Apachen, den Trapper Felsenherz und den schwarzen Panther, in diesen Reitern erkannt.

Im Umsehen saß der ganze Apachentrupp wieder zu Pferde. Der Unterherrsling ließ nur zwanzig Krieger zur Beobachtung der Umzingelten zurück. Mit der Hauptmacht nahm er die Versetzung der beiden Westmänner auf, die jetzt nach Nordost abgobogen waren.

Felsenherz und Cholariga ritten absichtlich so, als ob auch ihre Pferde bereits erschöpft wären. So gelang es ihnen, die fünfzig Apachen immer weiter

in die Prärle hineinzutreten. Erst nach einer Stunde, als sie in einen schmalen Wald einlenkten, der sich am Rande einer steinigen Bergkette hinzog, gaben sie ihren Tieren die Zügel frei, besaßen sich bald inulitten der kahlen, felsigen Anhöhen, banden ihren Pferden die Hufschuhe abermals unter und schreuliten nach Süden ab.

Die Apachen hatten sie jetzt aus dem Gesicht verloren. Und wieder eine halbe Stunde drauf bemerkten die eingeschlossenen Fällenssteller, daß Hilfe nahe. Der blonde Trapper und der Romanehenkämpfer hatten die Verfolger abgestüttelt und sprengten nun von Südost auf die Steinblöcke zu.

Die zum Teil mit schlechten Steinschloßkinten, sonst nur mit Bogen und Pfeilen bewaffneten zwanzig Apachen sahen sich so vier Doppelbüchsen gegenüber und ließen es gar nicht zum Kampfe kommen, sondern flüchteten eilends nach Westen.

„Hallo, Woz, habt Dank für Eure Hilfe!“ begrüßte einer der Fällenssteller, ein stiernackiger, rotbärtiger Mann, die beiden Westmänner.

„Nichts zu danken,“ meinte Felsenherz kurz. „Nehmt Eure Pferde und dann weiter! Die anderen Apachen dürsten sich sehr bald wieder eintinden.“

Zu einer Unterhaltung war jetzt keine Zeit.

Die vier Reiter trabten nach Süden davon, und erst nach gut anderthalb Stunden, als sie ihre Pferde in einem Bach entlangführten, um jede Spur zu verwischen, fragte Felsenherz die Fällenssteller, woher sie kämen.

Diese hatten längst gemerkt, mit wem sie es zu tun hatten.

„Nicht wahr, Master, Ihr seid doch der berühmte Trapper Felsenherz,“ erwiderte der jetzt etwas bucklige Gefährte des Stiernackigen. „Und die Rothaut

Ist der Romanchenhäuptling schwarzer Panther. Es stimmt doch? Nun also — in so vornehmer Gesellschaft fand wir beide noch nie gewesen. Wir sind vereidete Felsjäger, heißen“ — er überlegte etwas — „heißen Parker und Smith und kommen vom Mio Pecos her, wo wir zumweil unsere Felleisen und Zerknageln aufstellen. Wir hatten noch ein mit Federn beladenes Packpferd bei uns. Leider riefen wir den Apachen gerade in die Arme, mußten das Packpferd im Stiche lassen und sind jetzt heilfroh, mit dem Leben davon gekommen zu sein“

Felsenherz ahnte, daß dieser Mensch log. Auch der Romanche warf dem blonden Trapper heimlich einen besonderen Blick zu und sagte dann:

„Die beiden Blausichter müssen, obwohl sie ein Packpferd mit sich führten, sehr scharf geritten sein. Ihre Tiere waren so müde, als hätten sie bereits eine lange Fehljagd hinter sich gehabt.“

Da entgegnete der Rothbart zögernd:

„Der Häuptling hat ganz recht. Wir wollten schnellstens südwärts nach El Paso, der mexikanischen Grenzstadt. Es fehlt uns an Pulver und Blei.“

Der Romanche schwieg dazu.

Felsenherz bereit's fest überzeugt, jenen Fessler und Sonny vor sich zu haben, tat ebenfalls ganz harmlos.

Am Nachmittag erreichte man den Mio Pecos etwa einen Tagesritt südlich vom Berge der Schlangen.

Hier in den wild zerklüfteten Uferbergen des Mio Pecos suchte der Häuptling einen Lagerplatz in einer dicht bewachsenen Schlucht aus und erklärte dann den Kassenstellern, er würde mit Felsenherz

noch in ein größeres Nebental schleichen, um dort ein Bild für die Nachtmahlzeit zu erlegen.

Sie schritten denn auch mit ihren Büchsen davon, machten aber schon nach einer halben Stunde kehrt, um von der anderen Seite in die Schlucht einzudringen und die Leiden Fallensteller zu belauschen, die, wie sie hofften, sich durch irgend eine Aeußerung verraten würden.

Sie irrten sich jedoch. Parler und Smith sprachen nur von dem Verlust ihres Packpferdes. Trotzdem zweifelte weder Felsenherz noch der Romanche daran, mit denselben Schurken zusammengetroffen zu sein, die den Juni auf den Mustang gefesselt hatten, weil er ihnen sein Geheimniß nicht verraten hatte.

Nachdem sie dann, freilich ohne Jagdbeute, nach dem Lagerplatz zurückgekehrt waren, begann Felsenherz nach einer Weile den beiden Fallenstellern so nebenher zu erzählen, daß er und Cholariga heute in aller Frühe zufällig einen toten Mustang gefunden hätten, neben dem ein bewußtloser Indianer, ein Juni-Krieger, lag. Der Juni sei nicht wieder zur Besinnung gekommen, und sie hätten die Leiche in der Prärie begraben.

Selbst diese halb erfundene Geschichte machte auf Parler und Smith nicht den geringsten Eindruck. Sie zeigten dafür nur gerade so viel Interesse, wie jeder Westmann dafür besundet hätte.

Jetzt wurde Felsenherz doch unsicher. Als Parler und Smith die erste Wache übernommen hatten und die beiden Eingänge der Schlucht bewachten, flüsterte der Trapper seinem Freunde zu:

„Mein roter Bruder lernt stets meine Gedanken. Was hält er von Parler und Smith?“

Felsenherz glaubt, es mit ehrlichen Maßgesch-

tern zu tun zu haben," erwiderte der Häuptling und hob Parkers Pulverhorn hoch. „Das Horn ist fast leer. Vielleicht haben wir uns wirklich getäuscht. Wir wollen trotzdem wachsam sein.“

Dann hüllten sie sich in ihre Decken und schliefen auch sehr bald ein, da sie mehrere recht anstrengende Tage hinter sich hatten.

4. Kapitel.

Elende Verräter.

Felsenherz erwachte bloß halb durch einen furchtbaren Kolbenhieb, sank sofort wieder bewußtlos zurück.

Nur undeutlich erkannte er im Lichte des in die Schlucht hinabscheinenden Vollmondes den sternartigen Smitth mit der noch zum zweiten Schläge erhobenen Wulstse im Arm. Dann schwand ihm die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, fühlte er sofort, daß er an Händen und Füßen gefesselt war. Allmählich rief er sich die letzten Vorgänge ins Gedächtnis zurück.

Kein Zweifel: die Schurken hatten ihn und Cholariga im Schlaf überfallen! Es waren doch Jessriß und Jonny gewesen!

Er richtete sich auf. In der Schlucht ringsum tiefste Dunkelheit. Dann eine leise Stimme neben ihm, die des Romanchenhäuptlings:

„Mein welcher Bruder mag sich auf das Gesicht

legen. Cholariga wird sich näher wälzen und ihm die Fesseln lösen.“

Gleich darauf waren sie frei, tasteten nun den Boden nach ihren Büchsen ab, fanden sie nicht, fanden auch ihre Pulverhörner und Kugelbeutel nicht.

Die beiden Verräter hatten ihnen nur die Tomahawks und die Jagdmesser gelassen! So hatten sie es ihnen gedankt, daß sie den Apachen glücklich entkommen waren! —

Naun graute der Morgen, als die Freunde auch schon aufbrachen.

Die Führer Jeffries und Jonns führten zum Becos hinab. Hier schienen die Eburken schwimmend über den Fluß gesetzt zu sein.

„Wir werden sie finden!“ sagte der Häuptling fast feierlich. Es klang wie ein drohender Schwur. Dann fügte er hinzu: „Ihre Pferde waren gestern so abgeholt, weil sie nach dem Juni gesucht haben. Sie hatten zu spät eingesehen, daß sie vorschneß den Medizinnmann in den Tod geschickt hatten, von dem sie allein das Geheimniß erpressen konnten. Sie werden jetzt nach dem Berge der Schlangen zurückkehren und dort nochmals zu ergründen suchen, was sie wie wir nur halb wissen.“ —

Sie bestiegen ihre Pferde, schwammen durch den Fluß und wandten sich am Ostufer nach Norden.

Ein scharfer Ritt von sieben Stunden brachte sie gegen zwei Uhr nachmittags in die Nähe des Berges der Schlangen, der sich als einzelner Keel am Westufer, schon von weitem erkennbar, erhob.

Die Ostseite des Berges fiel in kurzen Terrassen recht steil in den Becos ab, dessen gurgelnde Wasser die Felswände umschäumten. Auf dieser Ostseite und zwar auf der zweiten Terrasse von oben fand wirklich eine mächtige, seltsam gewachsene Eiche. Es

konnte dies nur der Baum sein, den der Bunt erwähnt hatte. Der Stamm war nur etwa drei Meter leidlich gerade gewachsen. Dann krümmte er sich fast rechtwinklig nach dem Flusse zu, so daß seine schräg liegende Krone über dem Wasser wie ein riesiger grüner Ball in etwa vierzig Meter Höhe hin.

Der Pecos war an dieser Stelle kaum fünfzig Meter breit und wand sich durch die steilen Felsenufer mit Tosen und Lärmen hindurch. Die für sein Strombett so bezeichnenden kleinen Felseneilande, zum meist einzelne Granitblöcke von enormer Größe, waren auch hier vorhanden. An diesen Hindernissen brach sich die jagende Strömung mit brausendem Getöse. Lange weiße Schaumstreifen entstanden hinter den Felsen und verlichen dem dunklen Wasser ein merkwürdiges Aussehen. —

Felsenherz und der Romanche hatten ihr Pferde am Ufer in einem sicheren Versteck untergebracht und standen jetzt, gedeckt durch ein paar von wildem Hopfen völlig umspinnene Tannen, auf der Uferhöhe und spähten nach dem Berge der Schlangen hinüber.

Nichts regte sich dort. Einsam und verlassen lag der Granitblock mit seinem spärlichen Baum- und Strauchwuchs da, und leise schaukelte die Krone der krummen Eiche im frischen Nachmittagwinde.

Dann gewahrten die Freunde gleichzeitig in einem Gestrüpp neben der Eide den Kopf eines Apachen. Deutlich war der geschorene Schädel mit der Stablocke und den darin befestigten Adlersfedern zu erkennen.

„h — der Oberhäuptling, der schnelle Büffel“ flüsterte der blonde Trapper überrascht.

Der Kopf der Mohntaut verschwand wieder.

Nach kurzer Zeit erschienen auf derselben Ter-

rasse in gewöhnlichem Schritt zuerst der angeblühte Parler, der Bucklige und dann auch Smith, der Notbärtige — also Jessrieß und Jonny.

Am Fuße der Eiche blieben sie stehen und sprachen sehr lebhaft miteinander, wobei sie immer wieder auf die Krone des Baumes deuteten.

Dann lehnte der Notbart seine Fucfse an den Stamm und ließ sich von seinem Gefährten hinaufheffen, kletterte gewandt noch oben und weiter den schrägen Stamm entlang, bis er die äußerste Spitze der Krone erreicht hatte.

Mit atemloser Spannung beobachteten die beiden Westmänner diese Vorgänge. Jessrieß und Jonny ahnten offenbar nicht das geringste von der furchtbaren Gefahr, in der sie schwebten.

Der Bucklige war jetzt bis an den Rand der Terrasse vortreten und rief dem Notbart einige Worte zu, indem er die Hände vor dem Munde zum Schallrohr formte.

Am selben Moment glitten schlangengleich sechs Apachen aus dem Gestrüpp.

Drei stürzten sich auf den Buckligen, packten seine Arme, rissen ihn nieder.

Der aellende Schreckensruf des Notbärtigen, der ohne seine Büchse oben in der Eichenkrone hockte, drang selbst bis zu den Freunden über den Fluß hinüber.

Die drei anderen Apachen — einer von ihnen war der schnelle Löffel — hatten ihre einläufigen Flinten angelegt und zielten auf den wehrlosen Felsensteller, der vor Angst noch weiter nach der äußersten Spitze der Krone kroch.

Der schnelle Löffel befahl ihm, wieder herabzu steigen. Felsenherz merkte an den Handbewegungen des Apachenhäuptlings genau, was er von dem Not-

bart verlangte. Dieser zögerte. Er konnte sein Schicksal, wenn er den Apachen in die Hände fiel.

Abermals ein paar drohende Handbewegungen des schnellen Büffels. Der Fallensteller, dessen Gefährte längst gebunden am Boden lag, rutschte auf der Spitze eines Astes noch weiter. Der Ast bog sich unter dem Gewicht des schweren Mannes, der nun hoch über den schäumenden Wassern des Pecos hing.

Der Oberhäuptling schickte jetzt zwei Krieger auf den Baum. Sie nahmen Lasso mit. Sie wollten das Bleichgesicht lebend fangen.

Der Rotbart klammerte sich mit der linken Hand an den Ast und zog sein langes Bowiemesser. So erwartete er die beiden Apachen.

Der vorderste war nur noch drei Meter von ihm entfernt.

Da — holte der Fallensteller zum Wurf aus. Das Messer sauste dem Apachen dicht am Sinn vorbei in den Hals. Der Apache kollerte über die Seitenäste hinweg in die Tiefe, fiel in den Fluß.

Der schnelle Büffel hatte seine einläufige Flinte hochgerissen. Ein Feuerstrahl brach aus dem Laufe hervor, und des Rotbarts rechter Arm, jetzt von einer Kugel dicht über dem Ellenbogengelenk zerschmettert, sank machtlos herab und ließ den Tomahawk, die letzte Waffe, den Fingern entgleiten.

Noch zwei Apachen erklimmen die Eiche. Der Rotbart wurde an Lasso festgeseilt und nach unten gezerrt.

Dann verließen die Krieger mit den Gefangenen die Terrasse und verschwanden den Blicken der beiden Freunde.

„Wir müssen weiter oberhalb über den Fluß setzen,“ sagte der Romanche kurz. „Mein weißer Bruder soll Zeuge sein, wie der schnelle Büffel von

den Fallenstellern das Geständniß erpreßt, weshalb sie zum Berge der Schlangen gekommen sind.“

Der Abend brach bereits an, als Felsenherz und der schwarze Panther auf zwei zusammengebundenen Baumstämmen den Fluß überruderten und dann nach Süden zu durch Schluchten und Täler wieder dem Parwa Matschi, dem heißen Berge, zustrebten.

Mit äußerster Vorsicht wagten sie sich, nach Westen zu einen Bogen beschreibend, jener Stelle zu nähern, wo am Fuße des Felskolosses der Schein zahlreicher Feuer auf ein größeres Indianerlager hindeutete.

Die Apachen, jetzt etwa 280 Krieger, hatten in der offenen Prärie westwärts eine ausgedehnte Zeltstadt errichtet. Sowohl nach der Savanne als auch nach dem Flusse hin schloßen Wachtposten das Lager. Trotzdem gelang es den Freunden, unbemerkt bis an die erste Zeltreihe zu kriechen und in einer schmalen, grasüberwucherten Regenrinne sich bis an das Veratunassfeuer vorzuschleichen, neben dem Fessriß und Jonny aufrecht an zwei Pfähle gefesselt waren.

In dreifachem Kreise saßen die Apachen um das Veratunassfeuer herum. Etwas hatte sich einer der ältesten Krieger erhoben und mit folgender Aussprache begonnen:

„Der große Geist hat sein Mitleid für seine roten Kinder vom Stamme der Apachen verhüllt. Felsenherz und der langhaarige Hund von Komanche, der schwarze Panther, sind dem Unterhüptling Tralua, dem schleichenden Fuchs, gestern abermals entschlüpft, nachdem sie jene beiden Blaskaesichter da befreit hatten, die nun der schnelle Wüffel wieder ergriffen hat. Diese beiden Blaskaesichter haben schon Knochen getötet. Hier gestern mit der Büchse, heute den schleichenden Fuchs in der Krone der Eiche. Sie wel-

gern sich, uns zu verraten, zu welchem Zweck sie hlerher gekommen sind. Ihr Mund blieb stumm, obwohl sie schon den Tonhauvt des schnellen Bliffels über ihrem Kopfe kreisen sahen. Wir können hier nur noch kurze Zeit lagern, da soeben unsere Späher die Meldung gebracht haben, daß andere Blaffgesichter mit fünf Frauen, Frauen und Kindern weiter südlich am Peecos Bäume fällen, um ein Floß herzustellen und über den Fluß zu setzen. Wir werden die beiden Blaffgesichter daher nicht länger ausforschen, sondern sie einen Tod sterben lassen, der vielfach schlimmer als der am Marterpfahle ist —“

5. Kapitel.

Die Rache der Apachen.

Nur zu gern hätten Fessenherz und der Romanche die weiteren Sätze des alten Kriegers mitangehört. Sie mußten sich jetzt jedoch schleunigst in Sicherheit bringen, da ein paar struppige Indianerhunde offenbar ihre Winterung in die Nahe gekommen hatten und juckend und knurrend umherliefen.

Schnell krochen sie die tiefe, schmale Regenrinne weiter hinab und gelangten so in ein dichtes Ginstergebüsch, das sich hier an der Westseite des Berges der Schlangen bis zur ersten Terrasse emporzog. Da der Ginster in voller Blüte stand, wurden die Freunde von dem gelben, scharf riechenden Blütenstaub kräftig bepudert, was den Vorteil hatte, daß ihre Witterung für die Indianerlötter verloren ging.

Eholariga, der als erster in die Ginsterstanden

eingedrungen war, hatte noch rasch seinem weißen Bruder zuflüchtet, hier doch ja vorsichtig zu sein und an die giftigen Klavverschlangen zu denken. Felsenherz nahm daher ebenfalls sein Messer zur Hand. Die scheuen Reptile schienen sich aber sämtlich rechtzeitig aus dem Gestrüpp verzogen zu haben.

Ein gutes Versteck war bald auf einer der höheren Terrassen in Gestalt einer Spalte, die sich nach dem Indianerlager hin öffnete und sich leicht durch Steine unouffällig verschließen ließ, gefunden. Kaum hatten die beiden Jäger ihren Schlupfwinkel lautlos verbarricadiert, als auch schon eine Anzahl Apachen mit Harzfackeln den Berg hinausstürmte.

Durch die Ritzen der Steine konnten Felsenherz und der schwarze Panther das Treiben ihrer Feinde bequem beobachten. Ihre erste Befürchtung, man sei ihnen auf der Spur und suche nach ihnen, stellte sich bald als grundlos heraus. Scheinbar stellten die Apachen nur den Klapperschlangen nach, da sie lange, oben gespaltene Stücke mitgebrocht hatten und gelegentliche Pyrusse verrieten, daß sie soeben wieder eine Schlange lebend erwischt hatten.

Die Apachen verschwanden darn wieder von dem Berge. Auch die Feuer in ihrem Lager erloschen langsam. Sie schienen also wirklich abzurücken und die mit den Vorbereitungen zum Stromübergang beschäftigten Ansiedler anzureisen zu wollen.

„Mein weißer Bruder oder Chohariga?“ -fragte der Romanchenhäuptling da in seiner wortkargen Art.

Felsenherz verstand, was er meinte. „Mag der schwarze Panther den Apachen vorausziehen und unsere Freunde warnen,“ erwiderte er. „Ich will versuchen, ob ich Jesseles und Jonny noch irgendwie retten kann. Außerdem muß ich ja auch unsere

Müchsen wieder in unseren Besitz bringen, ebenso unsere Pulverhörner.“

Ohne jedes weitere Wort entfernte der Montanche ein paar Steine aus der Barricade, schlüpfte ins Freie und huschte in das nächste Gestrüpp hinein.

Gleich darauf schwamm er in langen Stößen halb mit der Strömung über den Becos.

Der blonde Trapper hatte das Loch in der Steinschutzwand nicht wieder ausgefüllt. Er wollte jetzt in die Prärie hinab und zusehen, ob er nicht während des Ausbruchs der Apachen etwas zur Befreiung der Fallersteller oder zur Wiedererlangung der Schusswaffen tun könnte.

Zunächst horchte er eine Weile, ob auch nicht Cholariga von einem Wachposten bemerkt worden sei.

Alles blieb still. Dann verließ auch er das Versteck und kroch langsam jenem in die Tiefe gehenden Ginstergestrüpp zu.

Er hatte noch nicht die Hälfte der Entfernung bis dorthin zurückgelegt, als vom Lager her ein fast tierisches Gebrüll erscholl, dem ein wahrhaft satanisches Hohngeschrei der Apachen folgte.

Diese Löne hatten in ihrem schroffen Gegensatz von wahnwitzigster Angst und höhnischer Freude über diese Aeußerungen höchster Furcht etwas Grauenvolles an sich.

Felsenherz ahnte, daß das letzte Stündlein der beiden Fallersteller geschlagen habe.

Er hätte sie, wenn es irgend in seiner Macht gelegen haben würde, gerettet, freilich nur aus dem Grunde, um von ihnen zu erfahren, was der Zunft-
Medizinmann ihnen über sein Geheimniß mitgeteilt hatte. Im übrigen hatte er kaum Mitleid mit diesen hinterlistigen Scharken. Sie verdienten es auch nicht.

Troydem bedauerte er, sie nicht mehr befreien zu können. Er hatte sich halb aufgerichtet, hatte in die Brüche hinabgeschaut und bemerkte nun einige zwanzig Apachen mit Fackeln, die auf den Berg der Schlangen zulamen. Ihnen folgten acht weitere, die zu je vier etwas wie zwei große, auf Stangen gelegte Säcke trugen. Dieser Zug erklimmte den Berg und wandte sich dann nach der Ostseite hin.

Felsenherz lag in den Ginstersanden und überlegte, was er tun sollte. Er glaubte zu wissen, was die großen Lebersäcke enthielten: Jessie's und Jonny! Sie würden wahrscheinlich von den Apachen in den Becos geworfen und ertränkt werden.

Es dauerte denn auch kaum fünf Minuten, bis die Apachen von der Ostseite des Berges wieder zurückkehrten und in die Brüche hinabstiegen. Jetzt erkannte der Trapper auch, daß sich unter ihnen die ältesten Krieger und der schnelle Wüffel befanden.

Die gesamten Apachen brachen dann sofort auf. Die Kette waren schon vorher abgebrochen worden. Der inzwischen am ausgereinigten Nachthimmel erscheinenden Mond beleuchtete das phantastische Bild der in endloser Kette gen Süden durch die Brüche davoneilenden Rothäute.

Felsenherz wußte, daß er sich jetzt allein auf dem Berge der Schlangen befand. Hastig eilte er von Terrasse zu Terrasse nach der Ostseite zu der schiefen Elche hin. Er wollte sich überzeugen, ob die Apachen die Lebersäcke wirklich in den Becos geschleudert oder ob sie eine andere grausame Todesart für die Fallensteller erdacht hätten.

Da — ganz nahe gestie ihm jetzt dasselbe wahnwitzige Angstgebrüll in die Ohren.

Ganz nahe — von der Elche.

Der Mond beschien dort an dem über den Fluß

hinwegtragenden Teil des Stammes die beiden an Luffos festgebundenen Ledersäcke, die leicht hin und her pendelten. Die Säcke waren so zugeschnürt, daß nur die Köpfe Jessries und Jonny's herausragten und -- noch unten hingen.

Jessenherz gerann förmlich das Blut in den Adern, als der Rotbart, der ihn im Mondlicht bemerkt hatte, nun mit überschnappende Stimme schrie: „Um Gottes Barmherzigkeit willen -- helft uns! Die roten Aestien haben uns zusammen mit je zehn lebenden Klapperschlangen in die Säcke eingebunden, und ich bin schon mehrfach gebissen worden! Jonny scheint entweder schon tot oder ohnmächtig zu sein.“

Der Drapper zögerte seinen Moment, den Todgeweihten heizuspringen. Seiner ungeheuren Körperstärke gelang es auch, die Ledersäcke auf die Terrasse zu schaffen. Doch Jonny war tatsächlich bereits verendet, und auch der rotbärtige Jessries hatte nur noch so viel Kraft, Jessenherz das Versteck näher zu bezeichnen, wo die beiden Büchsen und Pulverhörner von ihm verborgen worden waren. Dann verschied er, ohne über das Geheimnis des Jonny noch ein einziges Wort äußern zu können.

Der berühmte Jäger begrub die beiden Toten in einer Felspalte des Berges. Die Ledersäcke mit den Giftschlangen schleuderte er in den Fluß.

Kurz nach Witternacht überquerte er auf einem Baumstoß den Fecos, holte sein Pferd und ritt im Galopp nach Süden. Als er nach Sonnenaufgang sich der Stelle näherte, wo die Auswanderer sich befinden mußten, traf er ganz überraschend auf den Wagenzug, den die beiden Überjäger auf zwei Stöcken verfrachtet und in einen sumpfigen Flußarm gelenkt hatten, wo man vor jedem feindslichen Späherblick sicher war.

Die Apachen gaben die Verfolgung der Anstreb-
ler denn auch bald auf, da sie glaubten, diese hätten
sich südwärts der mexikanischen Grenze zugewandt.
Vierzehn Tage später hatte der Wagenzug das Ge-
biet der Romanchen und die Auswanderer ihre neue
Heimat inmitten eines friedlichen Indianerstammes
erreicht.

Das Geheimnis des Bunnis schien für alle Zeit,
nachdem es drei Menschen das Leben gekostet hatte,
ein Geheimnis bleiben zu sollen.

Was eigentlich hinter diesem Geheimnis steckte,
brachte erst ein Zufall zu Tage. Dies soll im näch-
sten Band geschildert werden.

Nächster Band:

Der Felswürfel im Rio Verde.

Die gewaltige Steigerung aller zur Herstellung der Felsenherz-Bücher benötigten Materialien zwingt uns, diese Ausgabe in der vorliegenden Ausstattung erscheinen zu lassen. Um den Preis möglichst niedrig zu halten, haben wir den Umfang auf 32 Seiten herabgesetzt.

Die bisher erschienenen Hefte 1 bis 16 führen die Titel:

- Bd. 1: Die Felsenfarm.
- Bd. 2: Das Geheimnis der Mano Estacado.
- Bd. 3: Der Rundschafher von Fort Navett.
- Bd. 4: Das Blockhaus am Nugget-Bach.
- Bd. 5: Die Buschklepper am Colorado-Spring.
- Bd. 6: Die Goldgräber der Scarilla-Berge.
- Bd. 7: Die Mumie Matazumas.
- Bd. 8: Der Schah der Azteken.
- Bd. 9: Die belagerte Hacienda.
- Bd. 10: Das Geheimnis des Gambusino.
- Bd. 11: Das Häuptlingsgrab am Juan-Fluß.
- Bd. 12: Die beiden Trümmer.
- Bd. 13: Das Vermächtnis des Buschkleppers.
- Bd. 14: Tom Brad, der schwarze Häuptling.
- Bd. 15: Der Medizinmann Omatati.
- Bd. 16: Die Büffeljäger.

Wir bitten unsere Leser, uns auch fernerhin treu zu bleiben und unsere Felsenherz-Hefte, die mit zu den billigsten und besten gehören, zu empfehlen.

Berlag moderner Weltliter G. m. b. H.

Berlin SO. 26, Elisabeth-Ufer 44.